In einem Seminar...

Autor(en): **Stenglin, Felix von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **35 (1925)**

Heft 12

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Partien des Buches, in denen sich Scherrer mit den beiden Polen: Objektivität und Subjektivität (Hölderlin scheint ihm der subjektivste aller Lyriker zu sein), auseinandersetzt und damit mit dem Wesen der Lyrik überhaupt, gehören mit zu den fruchtbarsten des Werkleins. Sie zeigen ihn als scharfen Beobachter und tiefen Denker. Es ist interessant, zu verfolgen, wie sein Bau sich erweitert, sich auswächst, wie aus der Beobachtung des kleinsten Details sich seine Untersuchung entwickelt zu einer grossen Schau, zu einer eindringlichen und klaren Darstellung des Wesens der Lyrik. Seine Ausführungen gipfeln in dem Gegensatz Mörike : Goethe, in denen er die Hauptvertreter der singulären und der kollektiven Gestaltung sieht. In Mörike erkennt er den stark differenziert arbeitenden Dichter, der auf den schwächsten Sinneneindruck reagiert, in Goethe den das grosse Allgemeine erfassenden, kollektiv, kosmisch gestaltenden. Um seine Auffassung zu belegen, den Leser zu überzeugen, begnügt er sich nicht nur mit der Betrachtung der Lyrik, er zieht auch die andern Werke (und das gilt besonders bei Goethe) in den Kreis seiner Betrachtung ein. Man wird vielleicht hier nicht immer mit seinen Ausführungen einig gehen, man wird dieses und jenes seiner Urteile nicht zu dem seinigen machen, man wird finden, er gestatte sich Abschweifungen, die nicht unbedingt notwendig wären und zum Thema seiner Betrachtung gehörten, aber man wird zugeben müssen, dass er immer interessant bleibt, immer wieder den Leser zu erneutem Nachdenken anregt. Und so bleibt als Gesamteindruck des Werkes der bestehen, der sich schon nach dem Lesen weniger Seiten aufdrängt: Ein temperamentvolles, gescheites, instruktives und ertragreiches Buch, das niemand ohne wesentliche Bereicherung und Vertiefung seiner Erkenntnisse und Einsichten aus der Hand legen wird.

Dr. Jakob Job.

In einem Seminar . . .

Von Felix von Stenglin.

Es war zur Zeit, als die Prüfungsarbeiten der Seminaristen bevorstanden.

In diesen Jünglingen gärte es wie in jungem Wein. Am Tore des Lebens, an dem sie nie geahnte Taten zu vollbringen gedachten, empfanden sie mit Grimm den täglichen Zwang, dem sie noch immer ausgesetzt waren, und gelegentlich brach sich die Urnatur in rücksichtslosester Weise Bahn. Einige Lehrer (aber sehr wenige) liessen sie gelten, andere sahen sie als ihre persönlichen Feinde an. Der Direktor aber war in ihren Augen ein Pedant, dem sie mit Vergnügen den grössten Schabernack gespielt hätten. Ein Pedant! Was lag alles in diesem Wort!

Ihre Vorgänger hatten es ähnlich getrieben wie sie. Besonders hatte man auch früher schon alle List und Tücke daran gesetzt, sich vor dem Examen die Prüfungsarbeiten zu beschaffen, denn so kühn und selbstbewusst diese jungen Leute auch in die Welt sehen mochten, bei der

Prüfung vertrauten sie doch lieber sicheren Tatsachen als der unbestimmten eigenen Kraft.

Das Dienstmädchen des Direktors war in diesen Zeiten eine unworbene Persönlichkeit. Diesmal gelang es einem gewissen P., zarte Beziehungen zu ihr anzuknüpfen und sich die Schlüssel zu dem Zimmer des Direktors zu verschaffen. Er geht über Leichen, sagten seine Kameraden von ihm. Der Schreibtischschlüssel lag an einem bestimmten Platz, das hatte man herausbekommen; es galt also nur unbemerkt einzudringen, die Aufgaben abzuschreiben, und alsbald wieder verschwinden.

In der Nacht schlich also P. mit einer Blendlaterne und einem Notizbuch bewaffnet, in das Allerheiligste. Er fand den Schlüssel zum Schreibtisch, öffnete das inhaltreiche rechte Schubfach, entnahm ihm ein Päckchen mit Papieren — und siehe da, obenauf lag der Zettel mit den Aufgaben. Der „Pedant“ war also immer noch nicht vorsichtig genug gewesen!

Mit fliegender Hast schreibt der Eindringling beim Schein der Blendlaterne die Aufgaben ab. Schon ist er bis ans Ende gelangt, als er Schritte hört. Schnell wirft er die Papiere wieder ins Schubfach, schiebt es zu, legt den Schlüssel weg, löscht die Blendlaterne und will entfliehen. Er hat aber nur noch so viel Zeit, unter den grossen Tisch in der Mitte des Zimmers zu kriechen, dessen Decke fast bis auf den Fussboden reicht. Die Tür öffnet sich; ein Licht in der Hand, in einem grossen Schlafrock, schlurft der Direktor über die Schwelle. P. ist ganz von der Decke verborgen und verhält sich mäuschenstill.

Der Direktor bleibt stehen und sieht sich um. Er scheint zweifelhaft zu werden, ob er wirklich etwas gehört habe. Der Seminarist glaubt schon, die Gefahr sei vorüber, als der Zipfel der Tischdecke leise hochgehoben wird, und das Licht sich dem Fussboden nähert. Schnell pustet er es aus. Der Direktor wirft den Leuchter fort und packt den Eindringling gerade noch, als er entweichen will. Der will sich frei machen, und es kommt zu einem stummen Ringen Mann gegen Mann. Es widersteht dem Direktor, Hilfe herbeizurufen. Dass er sich hier mit einem Seminaristen balgt, darf nach seiner Meinung nicht an die grosse Glocke gehängt werden, es wäre blamabel. Aber er fühlt, dass seine Kräfte nachlassen, und dass der junge Mensch ihm im nächsten Augenblick entgleiten wird. Und wie dann den Täter herausbekommen? Da hat er den glücklichen Einfall, ihn mit den Nägeln der rechten Hand im Gesicht zu zeichnen, er kratzt ihm ein paar scharfe Striemen über die linke Wange. Dann lässt er ihn laufen.

Am nächsten Morgen im Betsaal näherte sich der Direktor von links her der Reihe der Prüflinge. Da geht ein teuflisches Lächeln über seine Züge. Im linken Flügelmann hat er den Täter entdeckt. Doch gleich darauf erstarren seine Züge zu Stein. —

Alle Prüflinge ohne Ausnahme haben drei Nagelspuren auf ihrer linken Wange.